

Swiss Philosophical Preprint Series

101

Daniel Burkhard and Anja Leser

Individualismus vs. Gemeinschaft

Philosophisches Themendossier

added 30/01/2013

ISSN 1662-937X

© Daniel Burkhard and Anja Leser

Philosophisches Themendossier

“Individualismus vs. Gemeinschaft”

Dieses Dossier stellt die Fragen der Debatte des Kommunitarismus: Wie entwickeln Menschen ihre Identität? Welche Konsequenzen hat diese Identitätsbildung auf die Werte einer Gesellschaft? Inwiefern ist der Mensch ein autonomes Wesen und inwiefern ist er in Strukturen eingebunden? Und: Ist auch die politische Ebene durch diese Fragen betroffen?



philosophie.ch
SWISS PORTAL FOR PHILOSOPHY

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---------------------------------------------------------------------------------|----|
| • Einleitung | 3 |
| • Das Unbehagen in der Moderne | 4 |
| • Kritik am liberalen Individualismus | 8 |
| • Vom Individuum zur Gesellschaft..... | 10 |
| • Die Wiederentdeckung der (Zivil-) Gesellschaft..... | 12 |
| • Verschiedene Formen kollektiver Gemeinschaftlichkeit..... | 14 |
| • Gefahren kollektiv vermittelter Identität..... | 15 |
| • Interview mit K. Mc Loughlin und F. Felder vom YB-Fanclub „Berna Unida“ | 16 |
| • Glossar..... | 18 |
| • Quellen & Literaturtipps..... | 19 |

Aufbau des Themendossiers

Dieses Heft befasst sich mit der kommunitaristischen Ideologie und Theorie und ihrer Kritik am Liberalismus. Neben theoretischen Erörterungen wird der Frage nachgegangen, inwiefern der Kommunitarismus in die Sphäre der Politik einwirkt bzw. einwirken kann. Es soll zudem gezeigt werden, dass die kommunitaristische Kritik nicht einfach mit kulturpessimistischen Perspektiven gleichgesetzt werden kann, sondern dass sie pragmatische Lösungsvorschläge enthält, wie den negativen Effekten des Liberalismus beizukommen wäre. Im Fokus dieses Hefts steht daher die selbstregulierte Gemeinschaftlichkeit, was sich auch im Interview niederschlägt, das diesmal Menschen zu Wort kommen lässt, die sich nicht im akademischen Bereich mit der Philosophie beschäftigen, sondern selbstorganisierte Gemeinschaft leben.

Der Verein Philosophie.ch

Der Verein Philosophie.ch erstellt die Themendossiers unter dem Aspekt der Wissenschaftskommunikation. Mehr Informationen zu Philosophie.ch finden Sie auf www.philosophie.ch/about.

Es wird darauf Wert gelegt, die Herzstücke der philosophischen Debatten zu umreißen. Dabei werden z.T. einige Argumentationsschritte der einzelnen Theorien ausgelassen; der Leserschaft stehen jedoch mittels dem Quellenverzeichnis und den Literaturtipps beste Möglichkeiten zur Verfügung, eigene Fragen zu den Theorien selbstständig weiterzuverfolgen.

Falls Sie einen Sonderdruck des Themendossiers wünschen, können Sie sich gerne mit uns in Verbindung setzen (Preis auf Anfrage, ca. 18 Sfr. pro Stück) unter: info@philosophie.ch

Einleitung

„Flexibilität ist das Zauberwort des globalen Kapitalismus“ schrieb Richard Sennet in seinem Buch „Der flexible Mensch“. In diesem Buch versucht Sennet zu zeigen, dass die Flexibilität, als Ausdruck einer modernen Arbeits- und Lebenswelt, den Menschen deformieren kann, indem sie ihn entwurzelt. Der Kommunitarismus versteht sich selbst als Korrektiv eines radikalen Individualismus und verweist auf die Wichtigkeit der Tatsache, dass Menschen sich als sozial und kulturell eingebettete Wesen verstehen.

Das vorliegende philosophische Themen-dossier zeigt, mit welchen Fragestellungen sich die akademische Kommunitarismustheorie befasst: Wie entwickeln Menschen ihre Identität? Welche Probleme stellen sich dabei? Welche Konsequenzen hat diese Identitätsbildung auf die Werte einer Gesellschaft? Inwiefern ist der Mensch ein autonomes Wesen und inwiefern ist er in Strukturen eingebunden? Inwiefern ist die politische Ebene durch diese Fragen betroffen? Auch der letzten Frage soll in diesem Dossier nachgegangen werden und so nicht nur die akademischen Auseinandersetzungen in diesem Gebiet, sondern auch die möglichen politischen und alltäglichen Ausgestaltungen beleuchtet werden. Denn ähnlich einer Ideologie hat der Kommunitarismus nicht nur einen theoretischen Überbau, sondern durchaus auch normative und praktische Aspekte.

Die meisten Kommunitaristen beschlich in den frühen 1980er-Jahren ein Gefühl, das sich als „Unbehagen an der Moderne“ bezeichnen lässt. Charles Taylor hat diesem Unwohlsein einen Namen gegeben und zugleich eine scharfe Analyse dessen vorgelegt (vgl. die Seiten 4-7 dieses Themen-dossiers). Nach Taylor ist „die dunkle Seite des Individualismus eine Konzentration auf das Selbst, die zu einer Verflachung und Verengung des Lebens führt“. Taylor ist bei weitem nicht der einzige Kommunitarist, der eine Kritik am liberalen Individualismus äus-

serte (Seite 8-9). Diese Kritik hat nicht nur Folgen für das individuelle Leben, sondern wirkt sich auch auf die gesellschaftliche Ebene aus. Denn eine gefestigte Identität der Menschen ergibt sich für die Kommunitaristen aus einem Wechselspiel zwischen Gesellschaft und Individuum (Seite 10-11). Besonders die stark neoliberal geprägten Regierungen Englands und der USA in den 1980er-Jahren haben diesem Wechselspiel wenig Beachtung geschenkt und die kollektiven Organisationsformen in den Gesellschaften zugunsten des individuellen *Liberalismus* zurückgedrängt. Doch seit den 1990er Jahren melden sich diese kollektiven Organisationsformen wieder zurück; die Rede ist von einer Wiederentdeckung der Zivilgesellschaft (Seite 12-14). Eine besonders grosse Pluralität der Gemeinschaften scheint den Kommunitaristen wünschenswert zu sein – so würden bestmögliche Rahmenbedingungen für Toleranz und Gerechtigkeit zwischen den unterschiedlichen Interessen der Menschen geschaffen (Seite 15). Kollektiv vermittelte Identitäten bergen stets auch eine grosse Gefahr in sich, denn sie verfügen stets über einen ausschliessenden Charakter und verfügen daher über das Potential zu diskriminieren. Im Interview kommen diesmal zwei Mitglieder eines Fussball-Fanclubs zu Wort, die uns über ihre Erfahrungen mit einer kollektiv organisierten Gemeinschaft berichten (Seite 16-17).

Das Unbehagen in der Moderne

„Früher war alles besser“ ist ein Satz, den wir alle schon einmal gehört haben. Die Beweggründe für diese Aussage sind äusserst verschieden, zeigen aber dasselbe Phänomen auf: Ein Unbehagen mit der heutigen Zeit. Doch woher kommt dieses? Was ist denn gemeint mit dem „Zerfall der Kultur“?

Diese Frage hat auch Charles Taylor untersucht und hierzu 1991 unter dem Titel „Das Unbehagen an der Moderne“ ein Buch veröffentlicht. (1) Taylor benennt drei Gründe für die Beunruhigung, die er bei bewussten Zeitgenossen feststellt:

- der Individualismus;
- die instrumentelle Vernunft;
- die gesellschaftlichen Konsequenzen des Individualismus und der instrumentellen Vernunft.

In der westlichen Welt hat sich ein Individualismus entwickelt, der es den Menschen erlaubt, selbstständig zu wählen, wie sie ihr Leben leben möchten. Dazu gehören auch die eigenen Überzeugungen und Einstellungen gegenüber der Familie und der Politik. Weil keine religiöse oder kosmische Ordnung dem einzelnen Menschen Zwecke vorschreibt, wie er zu leben hat und welcher Platz ihm in der Gesellschaft zukommt, besteht die Möglichkeit, „ganz sich selbst zu sein“(2).

die Frage „Was nützt mir?“, wobei der Erfolg an der Effizienz gemessen wird. Je weniger Kosten oder Aufwand und je mehr Produktivität desto besser.

Gerhard Gamm schreibt hierzu, dass „diese einzig an der Optimierung der Mittel interessierte Rationalität [...] die Frage nach der Güte (Bedeutsamkeit) und der Legitimität (Geltung) der Zwecke gar nicht mehr recht zu stellen [wisse]. Das Streben der modernen Kultur tendiere dahin, in erster Linie technische Lösungen für menschliche Probleme zu suchen.“ (4) Hiermit betont Gamm, dass die „instrumentelle Vernunft“ persönliche Einstellungen, Gefühle und soziale Beziehungen zu Banalitäten erklärt hat und hauptsächlich nur das für wichtig hält, was mit Geld vergütet werden kann. Als Beispiel führt er hierzu einen Arztbesuch an und beschreibt, wie dort die Sicht auf die Person als Ganzes und deren Lebensgeschichte ausser Acht gerate, weil das Gebrechen des Patienten als technisches Problem verstanden wird.

Diese zwei Ursachen ergeben für Taylor einen Mangel an Freiheit des Menschens, der sich vor allem in der Gleichgültigkeit gegenüber der Gesellschaft und in der Hilflosigkeit gegen-

Taylor kritisiert den Individualismus: „Dieser Verlust einer Zwecksetzung war mit einem Vorgang der Verengung verknüpft. Die Menschen büsst den umfassenderen Blick ein, weil sie ihr individuelles Leben in den Brennpunkt rückten. Durch die demokratische Gleichheit wird der Einzelne, wie Tocqueville sagt, auf sich selbst zurückgeworfen, und diese Situation droht, „ihn gänzlich in die Einsamkeit seines eigenen Herzens einzusperren.“ Die dunkle Seite des Individualismus ist eine Konzentration auf das Selbst, die zu einer Verflachung und Verengung des Lebens führt, das dadurch bedeutungsärmer wird und das Interesse am Ergehen anderer oder der Gesellschaft mindert.“ (3)

Taylor sagt hiermit, dass die Selbstverwirklichung viele Menschen dazu verleitet hat, alles auszublenden, was sie selbst nicht betrifft. Zudem hat sich durch diese Individualisierung ein Wertrelativismus ergeben, was heissen will, dass jeder mit den eigenen Überzeugungen für sich allein Recht hat, weshalb Werte nur noch bedingt gemeinsam anerkannt und getragen werden.

Die zweite Hauptursache für das Unbehagen in der Moderne macht Taylor im Vorrang der instrumentellen Vernunft aus: Die Orientierung an moralischen Grundsätzen hat gegenüber dem Zweckdenken an Bedeutung verloren. Im Vordergrund steht nun vielmehr

über den teils stark bevormundenden bürokratischen Staatsapparaten äussert. Wir müssen fragen, wie Charles Taylor diesen genannten Verlust von Freiheit versteht, denn schliesslich scheint es auf den ersten Blick, dass Individualität auch etwas mit Vielseitigkeit und Toleranz zu tun hat. Seine Erklärung hierzu ist die folgende: „Dass die Menschen ihre Liebesbeziehungen und die Fürsorge für ihre Kinder opfern, um ihre Karriere zu verfolgen, ist nicht das wirklich Eigentümliche. So etwas hat es vielleicht immer schon gegeben. Das Ausschlaggebende ist, dass sich heute viele Menschen dazu aufgefordert fühlen, dass sie meinen, sie müssten so handeln, und dass sie spüren, ihr Leben wäre irgendwie vergeudet oder unerfüllt, wenn sie nicht so verfahren würden.“ (5) Hiermit erklärt er uns, dass die Realisierung der „befreiten“ Individualität selbst in gewissen, von der Gesellschaft vorgeformten Bahnen laufen muss. Weil der Kern von Individualität in der Authentizität liegt, entsteht dabei ein Widerspruch: die Individualisierung wird selbst wieder zum Konformismus. Denn wenn die Selbstverwirklichung die vorgegebene Bahn verlässt,



verweigert sich die Kultur der Toleranz und es wird klar, dass es eben doch höhere und niedrigere individuelle Lebensformen gibt. (6)

Taylor hebt hervor, dass das Ideal der Authentizität des Individuums nur in einer milden und relativen Form gelebt wird und man sich möglichst über diese Gegensätzlichkeit ausschweigt. Auch der *Werterelativismus* hat dabei problematische Konsequenzen: wenn jeder mit den eigenen Überzeugungen recht hat, kann keine kritische Auseinandersetzung über das Ideal richtiger Lebensführung mehr stattfinden. (7)

Ein mittelmässiger Charaktertyp

Eine Schlussfolgerung hieraus, die auch Gerhard Gamm betont, ist, dass vor lauter „political correctness“ der westliche Mensch zum mittelmässigen Charaktertyp geformt wird. Die Konsequenz davon stellt sich in folgender Frage: „Untergräbt das politische System der westlichen Demokratien nicht seine eigenen Fundamente, wenn es die Menschen, die es tragen, verteidigen und erneuern sollen, auf fade, berechnende, kleinliche Arbeitstiere abrichtet?“. (8)

Stellt sich Taylor mit seinen Beobachtungen nun gegen die Individualität und das Ideal der Authentizität? Schliesslich steht auch für Charles Taylor fest, dass die Bezugnahme auf gemeinsame Werte wie Gemeinsinn und Solidarität die Wurzel der westlichen Demokratien ist. (9) Nein, muss die Antwort lauten. Taylor argumentiert dafür, dass das Ideal der Authentizität überaus wertvoll ist und als gültiges Ideal aktiv anerkannt werden soll, um eine Gemeinschaftlichkeit zu ermöglichen. Dabei muss jedoch anerkannt werden, „dass man sich zu Recht argumentativ über Ideale auseinandersetzen kann“ und man deshalb bestreitet, dass „wir durch das „System“ in die moderne Kultur eingekerkert sind, einerlei, ob

dieses „System“ als Kapitalismus, Industriegesellschaft oder Bürokratie definiert wird“. (10) Ob man dies nun für plausibel hält oder nicht, sollte man anhand der weiteren Erklärungen von Taylor zum Ideal der Authentizität und dessen Konsequenzen bemessen.

Quellen der Authentizität

Der Kern der Idee der menschlichen Authentizität liegt darin, dass jeder Mensch seine eigene bestimmte Weise hat, Mensch zu sein. Hierin besteht nun die Aufforderung, dass man sein eigenes Leben gemäss dieser eigenen Weise führen soll, ohne dabei jemand anderen nachzuahmen. Im Umkehrschluss bedeutet das nun: „Wenn ich mir nicht treu bleibe, verfehle ich den Sinn meines Lebens; mir entgeht, was das Menschsein für mich bedeutet.“ (11)

Und dies ist nun das moralische Ideal, welches dem Individualismus zu Grunde liegt. Unter dem Lebensziel der „Selbstverwirklichung“ ist also zu verstehen, die eigene Originalität zu finden und zu artikulieren.

Nun stellt sich aber die Frage, was wir denjenigen Menschen entgegenhalten können, die sich als mittelmässige Charaktertypen

äusserst wohlfühlen und bei denen, neben den eigenen Interessen, kein Platz ist für demokratische Solidarität, Liebe und Familie. Was sollen wir Personen entgegen, bei denen ohnehin kein Argument zutreffen kann, weil schliesslich nur sie selbst eine Meinung über sich haben müssen und ihr Leben andere gar nichts angeht?

Taylor argumentiert, dass wir, wenn wir die eigene Originalität definieren möchten, uns fragen, welche der eigenen Unterschiede gegenüber anderen bedeutungsvoll ist. Es kann zwar sein, dass ich genauso gross bin wie ein alleinstehender Baum in der Savanne, aber daran erkenne ich meine Originalität nicht wirklich. Wenn ich hingegen die Mondscheinsonate so spielen kann wie niemand anders oder mich auf sonst eine meiner Fähigkeiten beziehe, komme ich einer Selbstdefinition schon näher. (12) Doch weshalb sollte es bedeutsam sein, dass ich die Mondscheinsonate so spielen kann wie niemand anders? Denn schliesslich lehrt uns der heutige Individualismus, dass die eigene Überzeugung nur für einen selbst stimmen muss. Kann man da noch von Bedeutsamkeit sprechen? Taylor will darauf hinaus, dass man unter den Voraus-



setzungen des heutigen *Werterelativismus* auf dem Weg zur Selbstverwirklichung auf Abwege gerät. Wenn es also wichtig ist, dass wir unser Leben selbst wählen, aber keine der Möglichkeiten oder Alternativen bedeutsamer als die anderen ist, wird das Unterfangen der Selbstwahl *inkohärent*. (13) „Wer als Handelnder im Leben nach etwas Bedeutsamen strebt und den Versuch macht, zu einer sinnvollen Selbstdefinition zu gelangen, muss sein Dasein vor einem Horizont wichtiger Fragen führen,“ so Taylor. (14) Wird dieser Horizont ausgeblendet, weil nur das eigene Ich zählt, werden die Voraussetzungen für eine Selbstdefinition beseitigt. Damit lässt sich nun verstehen, weshalb die Authentizität kein Gegner der Tatsachen und Forderungen ausserhalb des eigenen Selbst darstellt, sondern auf diesen gründet.

Ein Kulturpessimismus? Nein!

Wer nun also besorgt ist, die junge Generation hätte sich - in den Worten Taylors - einem ungeschminkten Egoismus hingegeben und eine Trendwende wäre nicht absehbar, ignoriert, dass diese Form der Individualität eine unaushaltbare Spannung herstellt: Wir haben ein Gefühl für ein Ideal, welches in der Realität weder umgesetzt wird noch umsetzbar ist. (15) Gemäss Taylor bedeutet dies, dass eine Entwicklung in die eine oder andere Richtung stattfindet: „Auf der einen Seite stehen alle gesellschaftlichen und inneren Faktoren, die die Kultur der Authentizität zu ihren besonders ichbezogenen Erscheinungsformen herabzerren; auf der anderen Seite stehen die innere Schubkraft und die Forderungen dieses Ideals. Man beteiligt sich an einem Kampf, bei dem es vorwärts und zurück gehen kann.“ (16)

Damit ist gemeint, dass durch die Entwicklung ebenfalls die Selbstverantwortung des Einzelnen zunimmt, aber gleichzeitig stets auch ein Zuwiderlaufen stattfindet. Denn: Nichts kann - und zwar egal von welchem Ideal man spricht - garantieren, dass es stets nur Verbesserungen gibt und ein Aufstieg geschieht. Bestehen bleibt hingegen auf jeden Fall der Kampf zwischen mora-

lisch höheren und niedrigeren Formen von Freiheit. Mit diesem Standpunkt bricht Taylor klar mit dem Kulturpessimismus. Folgt man dem Taylorschen Gedanken, so heben sich die Bestrebungen dieser Kritiker selbst auf und bringen keinen konstruktiven Nutzen.

Taylor vertritt die Auffassung, dass es tatsächlich etwas gibt, was den Beteiligten der Kultur (und auch den Kritikern) helfen kann: „Diese Möglichkeit bestünde darin, dass man sich mit einer gewissen Sympathie in das die Kultur beseelende Ideal hineinwendet, und zu zeigen versucht, was es eigentlich verlangt.“ (17)

Eine Gesellschaft von Egoisten

Wenn alle auf sich selbst konzentriert sind und ein Wertrelativismus die Meinung gegenüber der Welt ausserhalb des Selbst abschwächt, läuft die Gesellschaft Gefahr zu zersplittern. Die Gesellschaft wird aus einem solchen Blickwinkel rein instrumentell betrachtet und nicht mehr als Form der Gemeinschaft verstanden. (18) Taylor bezeichnet diesen Vorgang mit dem Begriff „Fragmentierung“ und fragt: „Doch wie bekämpft man die Fragmentierung? Einfach ist das nicht, und es gibt kein Patentrezept. Es hängt in hohem Masse von der spezifischen Situation ab. Doch die Fragmentierung nimmt insofern zu, als sich die Menschen nicht mehr mit ihrer politischen Gemeinschaft identifizieren und ihr Gefühl der Zugehörigkeit zu einem Kollektiv auf etwas anderes übertragen wird oder überhaupt verkümmert. Ausserdem zehrt die Fragmentierung von der Erfahrung politischer Ohnmacht. Diese beiden Entwicklungstendenzen verstärken einander gegenseitig.“ (19)

Taylor fordert uns also auf, eine sich auf die intellektuelle, spirituelle und politische Ebene beziehende Auseinandersetzung mit allen Beteiligten zu führen. Wichtig hierbei bleibt stets, dass nicht nur die Schattenseiten, sondern gleichgewichtet auch die Sonnenseiten der heutigen Kultur miteinbezogen werden. (20)

Kritik am Liberalen Individualismus

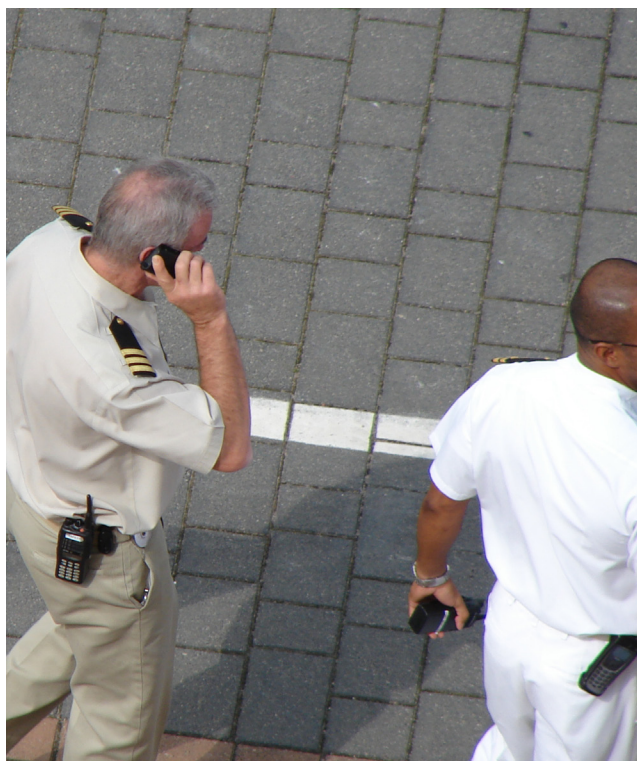
Taylors Forderung lässt bereits erahnen, um was es den Kommunitaristen generell geht: Sie verlangen nach einer substantiellen Auseinandersetzung der Individuen mit den sozial, kulturell und historisch vermittelten Werten, die sie konstituieren. Sie betonen den Wert sozialer Rollen für die Etablierung einer individuellen Identität. Erst wenn sich die Menschen als sozial und kulturell eingebettete Wesen begreifen, können sie einen Wertehorizont erkennen, der ihnen ein gutes Leben ermöglicht.

Dem liberalen Grundsatz, dass die Achtung einer Person vor allem darin bestehe, sie in ihrer Selbstbestimmung zu respektieren, erteilen die Kommunitaristen eine Absage. Die Selbstbestimmung, die vor der Einbettung in ein Wertesystem stattfinden soll, erachten sie als problematisch. Denn auch mündige und intellektuell befähigte Menschen können sich in der Wahl ihrer Lebenspläne irren und sich für ein gewöhnliches Leben entscheiden. Um angemessene Entscheidungen treffen zu können, müssen wir erkennen, dass das für uns Gute weder einma-

lig noch allgemeingültig sein kann, sondern dass es sich an kulturelle Praktiken knüpft, die uns mit anderen Menschen in unserer Gemeinschaft verbinden.

Die Kommunitaristen sind der Überzeugung, die liberale Konzeption der individuellen Selbstbestimmung übersehe den Umstand, dass wir in die Praktiken einer Gesellschaft eingebunden sind. Denn nach John Rawls, einem wichtigen Vertreter der liberalen Theorie, sei „die Person bereits vor ihren Zielen da“. (21) Das heisst soviel, dass nach Rawls' Auffassung die Person nicht durch ihre Ziele begründet wird und sie diesen deshalb stets kritisch und unabhängig gegenüber treten kann sowie sie zu hinterfragen und zu ändern vermag. Somit kann jemand - nach der liberalen Konzeption - gegenüber den Werten einer Gesellschaft, in der er lebt, eine gänzlich ablehnende Haltung einnehmen und sich selbst Ziele setzen, die nicht mit diesen gesellschaftlich vermittelten Werten einhergehen. Es ist nach liberalem Denken möglich, sich seine Ziele unabhängig von allen sozialen und kulturellen Einbindungen auszusuchen und auch zu verfolgen. Dies ist der entscheidende Punkt, welcher der liberalen Selbstbestimmung zugrunde liegt und der die liberale Freiheitsauffassung begründet.

Charles Taylor kritisiert diese Sichtweise vehement. Denn nach ihm führt die Freiheit, alle unsere sozialen Rollen in Frage zu stellen, letztendlich zu einem *Nihilismus*. Wenn die Entscheidungsfreiheit ein Wert an sich wäre, dann müsste gelten, dass wir umso freier und somit unser Leben umso wertvoller wären, je häufiger wir von der Entscheidungsfreiheit Gebrauch machen würden. Das ist aber nachweislich falsch: Wenn wir uns beispielsweise jemanden vorstellen, der jeden Morgen neu entscheidet, was für ein Mensch er sein will, würden wir wohl kaum behaupten, diese Person führe



ein wertvolles Leben. Jede Beziehung wäre diesem Menschen durch fehlende Konsistenz verunmöglicht. Wir gehen meistens intuitiv davon aus, dass ein wertvolles Leben mit Bindungen und Beziehungen ausgefüllt ist, die ihm Tiefe und Authentizität verleihen. (22) Diese Bindungen stellt man nicht jeden Tag erneut in Frage, denn sie sind Bestandteil der Identität einer Person. Daher kommt Taylor zu dem Schluss, dass „die vollständige Freiheit ein Vakuum wäre, in dem nichts mehr der Mühe wert wäre.“ (23)

Des Weiteren kann gegen die These, dass die Entscheidungsfreiheit ein Wert an sich ist, eingewendet werden, dass in diesem Fall der Wert, den wir in unseren Handlungen suchen, die Freiheit selbst sein müsste und nicht der Wert der Handlung. Dies erscheint aber absurd. Stellen wir uns vor, jemand schreibt ein Buch. Dann tut er dies, weil er etwas zu sagen hat und nicht um der Freiheit willen, dass er schreiben darf. Also liegt der Wert, den der Schriftsteller seiner Handlung beimisst, in der Handlung selbst und dem daraus resultierenden Produkt und nicht in der Freiheit, die ihn dazu ermächtigt. Die Freiheit dient ihm einzig als Rahmenbedingung seiner Handlung, sie motiviert ihn aber nicht dazu, die Handlung zu vollziehen. (24)

Diese beiden Einwände zeigen für die Kommunitaristen, dass die Entscheidungsfreiheit kein Wert an sich sein kann. Die Selbstbestimmung einer Person erachten sie dennoch als wichtig, nur sind sie der Meinung, dass diese innerhalb der sozial und kulturell vermittelten Rollen und Beziehungen eingeübt werden sollte und nicht unabhängig von diesen. So kommen sie zum Schluss, dass die beste Verteidigung der individuellen Freiheit nicht die direkteste ist, sondern jene, die dem durchdachten und vermittelten Werteverständnis der Menschen am besten entspricht. (25)

Auch weisen die Kommunitaristen auf die Schwierigkeit hin, die entstehen kann, wenn der Mensch sich nicht als Wesen versteht, das sich an historisch gewachsenen



und kulturell vermittelten Werten orientiert. Eine entsprechende Identitätsfindung wird dadurch erheblich erschwert. Ein sozial eingebundener Mensch kann sich auf die Rückmeldungen und Anhaltspunkte seines sozialen Netzwerks verlassen und so seine eigene Position einfacher bestimmen als jemand, der losgelöst von allen Bindungen versucht, ein eigenes Selbstbild zu entwerfen.

Die beiden Positionen lassen sich am einfachsten in dem Sinn umschreiben, dass die liberale Position vom Menschen verlangt, dass er selbst und unabhängig von anderen Einflüssen ein Urteil darüber fällt, was für ein Mensch er sein wolle, während die kommunitaristische Position herausfinden will, wer wir denn schon sind. (26)

Vom Individuum zur Gesellschaft

Gemäss den Kommunitaristen müssen Menschen sich also selbst entdecken können, um eine substantielle Identität zu entwickeln. Sie müssen quasi die Wurzeln ihres Daseins entdecken können. Doch welche Form von Gemeinschaft ist für diese Selbstfindung am besten geeignet? Die Familie erscheint in diesem Zusammenhang die naheliegende Antwort zu sein, denn von unseren Eltern übernehmen wir nicht nur biologische Veranlagungen, die unseren Charakter prägen, sondern auch ein ganzes Bündel an kulturellen und sozialen Werten. Ferner können wir durch unsere Grosseltern ein Gefühl der Zeit erfahren, durch die sich diese Werte herausgebildet, verändert oder gehalten haben. Uns ist somit die Möglichkeit gegeben, gewisse Verhaltensmuster und -normen als historisch gewachsene Tatbestände zu betrachten und nicht einfach als Regeln, die es zu befolgen gilt, zu denen wir aber keinen persönlichen Bezug herstellen können. Allerdings ist die Familie nur ein kleiner Bestandteil der Gesellschaft, in der wir leben. Die Familie selbst ist wiederum in ein soziales Netzwerk eingebunden. Nachbarschaftsgemeinschaften, Studentenvereine, Sportclubs, regelmässig besuchte Bars, politische Gemeinden und schliess-

lich der Nationalstaat stellen verschiedene gemeinschaftliche *Entitäten* dar, auf die sich einer berufen kann, wenn er herausfinden will, wer er denn eigentlich ist. Das Netz, in dem wir uns bewegen, ist sehr facettenreich und vielfältig. Selbst in unseren jüngsten Jahren ist die Familie nicht der einzige Ort, von dem wir unsere Erfahrung beziehen, dass wir sozial eingebundene Wesen sind. Spielplätze, Kindergärten oder Kindertagesstätten schaffen auch hier ein Netzwerk, das zur Identitätsfindung eines Menschen beiträgt.

Es ist also sehr wahrscheinlich, dass jede Identitätsfindung über ein Netzwerk aus verschiedenen Gemeinschaftsformen stattfindet. Die ideale Gemeinschaftsform gibt es nicht. Das kommunitaristische Ideal sieht eine aktive Auseinandersetzung zwischen einer Vielzahl von Gemeinschaften, freiwilligen Vereinen und Interessengruppen vor, um so nicht nur die eigene Identität der Person zu festigen, sondern auch die demokratischen Werte der Gesellschaft bestmöglich zu pflegen. Die Kommunitaristen wünschen sich, dass die Menschen in eine Diskussion darüber eintreten, welche Werte es denn zu verfolgen gibt. Auf den ersten Blick erscheint der Kommunitarismus even-



tuell als eine konservative Haltung, die sich wünscht, dass die traditionellen Werte bewahrt werden. Dies kann, muss aber sicher nicht so sein. Kommunitaristen argumentieren schlicht dafür, dass wir eine gefestigte Identität dadurch erhalten, dass wir uns im Klaren darüber sind, woher wir kommen und wer wir sind. Diese gefestigte Identität soll uns aber vor allem dazu befähigen, kritisch und selbstbewusst unsere Werte zu hinterfragen.

Das Ziel der Theorie ist es, die politische Selbstorganisation zu erhalten, die in westlichen Demokratien unerlässlich ist. Denn diese ist laut Michael Sandel - der mit seinem Buch „Liberalism and the Limits of Justice“ (27) im Jahr 1982 den Begriff des Kommunitarismus begründete - in Auflösung begriffen.

Das liberale Freiheitsideal, das die Politik und die daraus resultierende Beziehung zwischen Staat und Bürger in den letzten Jahrzehnten dominiert hat, laufe Gefahr, sich selbst zu unterwandern. Die Aussage von Margaret Thatcher im Jahr 1987, dass es keine Gesellschaft, sondern nur Männer und Frauen und ihre Familien gebe, steht exemplarisch für eine radikale Auslegung des liberalen Grundgedankens, dass sich der Staat weitgehend aus den persönlichen Angelegenheiten seiner Bürger herauszuhalten habe, da diese frei über ihre Leben entscheiden sollen. Nach Sandel ist es genau dieses Ideal, das die Freiheit und somit die Selbstbestimmung der Menschen schlussendlich bedrohe. Denn wenn jeder sich nur noch auf seine eigenen Interessen fokussiert, beginnt sich das moralische Gewebe, das Gemeinschaften umgibt, allmählich aufzulösen. Das Resultat sei, dass die Bürger die Kontrolle über wichtige Faktoren, die ihr Leben bestimmen, verlieren. So ist es in unseren Tagen weit verbreitet, die Prozesse der Demokratie als Selbstverständlichkeit zu erachten und Politik generell als Berufsfeld für Spezialisten zu begreifen und nicht als Sphäre, welche die Partizipation aller Bürger verlangt. Das Resultat ist eine Politikverdrossenheit, die nicht selten mit der Phrase begründet wird, „dass die da

oben ja sowieso machen was ihnen gefällt“. Eine solche Einstellung resultiere daraus, dass die Menschen sich nicht mehr gewohnt sind, sich in Gemeinschaften zu organisieren. Wir leben in einer Welt, in der uns alle Bedarfsgegenstände direkt nach Hause geliefert werden können. Unzählige kulturelle Nischen ermöglichen es uns, für ein Wochenende die Zugehörigkeit zu einer Subkultur zu konsumieren, um anschliessend wieder in unser gewohntes Leben zurückzukehren. Aus diesen Möglichkeiten kann resultieren, dass Bindungen an Tiefe und Gewicht verlieren und somit ihre identitätsstiftende Funktion einbüßen. Genau hierin liegt die Sorge der Kommunitaristen. Wenn diese Bindungen und Beziehungen eine oberflächliche Qualität bekommen, dann droht Demokratie- und Gemeinschaftsverlust.

Dem liberalen Politikverständnis stellt Sandel daher eine Politik des Gemeinwohls zur Seite, die sich durch einen möglichst hohen Grad an Selbstverantwortung auszeichnet. Sandel schlägt vor, dass der Staat regulierend in die gesellschaftlichen Strukturen eingreifen soll, die gemeinschaftliches Zusammenkommen fördern, da der liberale Staat die sozialen Voraussetzungen für die Verwirklichung der wahren persönlichen Interessen vermissen lasse. Im Gegensatz zu anderen *paternalistischen* Staatsmodellen soll die Politik des Gemeinwohls die Beteiligung des Bürgers an den politischen Prozessen fördern und ihm nicht einfach bloss angenehme Rahmenbedingungen schaffen, damit er weiter ein ruhiges Leben führen kann. Das Ziel, das Sandel und viele kommunitaristische Denker anstreben, ist eine Gesellschaft, die sich aus vielen kleinen und grösseren Interessengemeinschaften zusammenschliesst, die ihre Interessen aktiv im Austausch mit anderen Gemeinschaften vertreten und so ein breit abgestütztes Verständnis von partizipatorischer Politik schaffen können, das klar werden lässt, dass auch traditionell gewachsene Werte stets unter neuen Rahmenbedingungen im kommunikativen Prozess neu verhandelt und vermittelt werden können.

Die Wiederentdeckung der (Zivil-) Gesellschaft

In den frühen achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts war der Kommunitarismus primär eine akademische, intellektuelle Bewegung. Diese wurde von Kritikern des *Liberalismus* wie den bereits erwähnten Charles Taylor und Michael Sandel getragen und richtete sich in erster Linie gegen die Konsequenzen eines atomistischen Individualismus, der die gesellschaftlich vermittelten Wertehorizonte nicht oder nur ungenügend berücksichtigt. Dieses kommunitarische Denken verstand sich vor allem als Korrektiv zum liberalen Individualismus. Es wollte diesen nie beseitigen oder abschaffen und schon gar nicht die liberalen Emanzipationsschritte rückgängig machen, sondern dem Liberalismus vielmehr den Weg der Selbstreflexion weisen, in der Hoffnung, damit die sozial zerstörerisch wirkenden Nebenfolgen und Begleiterscheinungen abzubauen. (28)

Diese vorerst theoretischen Argumente vermischten sich aber in den achtziger Jahren immer stärker mit empirischen Befunden der Soziologie, welche ebenfalls rasante Individualisierungsprozesse ausmachte. So stellten beispielsweise deutsche Soziologen fest, dass die Anzahl von Einpersonenhaushalten in den grössten deutschen Städten massiv zugenommen hatte. Um 1990 fand sich dann eine Gruppe von Intellektuellen zusammen, welche beschloss, die Ideen des akademischen Kommunitarismus auf die Strasse zu bringen



und die Leute vermehrt zu gemeinschaftlichem Aktionismus anzuhalten. Diese praktischen Kommunitaristen, deren Bewegung in Amitai Etzioni einen charismatischen Sprecher gefunden hatte, kritisierten aber gewisse Haltungen der älteren akademischen Richtung. Sie betonten, dass die Liberalismuskritik der achtziger Jahre der Tatsache, dass Gemeinschaften auch repressiv, *paternalistisch* und autoritär sein können, zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Diese praktisch ausgerichtete Bewegung nannte sich selbst daher „New Communitarians“. Sie betonten, dass nicht jede Gemeinschaft per se gute Werte hervorbringe, sondern, dass Gemeinschaften nur dann als gerecht und akzeptabel gelten, wenn sie dies nicht nur nach ihren eigenen inneren Massstäben, sondern auch nach denen der nächsthöheren Gemeinschaft sind. (29) Gemeinschaften sind also stets nur ein Teilbestand einer weiteren Gemeinschaft, die ihrerseits auch wieder ihre Werte und Normen produziert.

Diese „New Communitarians“ wurden vor allem in der politischen Sphäre sehr erfolgreich. So richteten Politiker der neuen Mitte gegen Ende der neunziger Jahre ihre Rhetorik meist auf kommunitaristische Inhalte aus. Besonders im angelsächsischen Raum zeigte dieses Vorgehen im Wahlkampf von Tony Blair und Bill Clinton Wirkung. Die Attraktivität des Kommunitarismus lag besonders darin, dass er politische Perspektiven bot in einer Welt, die von einer immer schnelleren Globalisierung erfasst wurde und deshalb nach politischen Methoden verlangte, welche nach gerechten Mitteln der intergemeinschaftlichen Vermittlung fragten. Nicht nur hinsichtlich der Tendenzen der Globalisierung, son-

dern auch innerhalb der westlichen Politik waren diese Vermittlungsformen gefragt. Besonders während den neunziger Jahre wurde versucht, den Weg einer neuen Mitte zu beschreiten, die gleichermassen die Überbetonung des Staates auf der linken, aber auch die des Marktes auf der rechten Seite des politischen Spektrums vermeidet. Diese Neue Mitte sollte sich aus Nichtregierungsorganisationen, Verbänden, Gewerkschaften und allen möglichen Formen von Vereinen rekrutieren. Es entstand ein inhärentes Programm, das sich jenseits von rechts und links zu positionieren versuchte. Dies erklärt, warum der Kommunitarismus gleichermassen für Sozialdemokraten wie für Konservative attraktiv wirken kann. (30) Seit den neunziger Jahren erlebten die selbstorganisierten Gemeinschaften in der Tat ein Revival. Weltweite Bewegungen wie 2003 gegen den Irak-Krieg oder seit 2010 gegen die Weltwirtschaftskrise in Form der Occupy-Bewegungen mögen zwar als kurzfristige Modeerscheinungen abgetan werden. Aber es gibt auch substantielle zivilgesellschaftliche Beiträge, welche ernsthaft darum bemüht sind, die Abhängigkeiten der Bürger von wirtschaftlichen Kooperationen etwas zu lindern und einen Beitrag an nachhaltiges Handeln zu leisten. So entstanden

in den letzten Jahren in zahlreichen Städten Europas sogenannte „Repair Cafés“, die sich als Treffpunkte für Menschen anbieten, die wissen, wie man Sachen reparieren kann, und Menschen, die Sachen repariert haben möchten. Nicht nur sind solche Treffpunkte eine äusserst willkommene Erscheinung in einer Welt, die von einer Wegwerfmentalität beseelt scheint, sondern sie sind auch Ausdruck von zivilgesellschaftlichem Handeln. Wissen wird generationenübergreifend weiter vermittelt, Menschen kommen zusammen, lernen ihre Sorgen kennen und organisieren sich, um diesen besser begegnen zu können, werden unter Umständen gar politisch aktiv mit dem Ziel, einer wirtschaftlich orchestrierten Verschwendungsmentalität Einhalt zu gebieten. Das Entstehen solcher Institutionen ist Ausdruck der von den Kommunitaristen eingeforderten zivilgesellschaftlichen Aktion.

Es bleibt noch zu erwähnen, dass sich auf akademischer Ebene die liberale und die kommunitaristische Position inzwischen angenähert haben und beide Positionen die Argumente ihrer einstigen Kritiker in die eigenen Theorien einzuverleiben versuchen. (31)



Verschiedene Formen kollektiver Gemeinschaftlichkeit

Nach Friederich Tönnies orientieren sich die Mitglieder einer Gemeinschaft an einem übergeordneten Zweck, der einer Gemeinschaft eigen ist. So können beispielsweise Kirchgemeinden aber auch Fussball-Fanclubs als Gemeinschaften verstanden werden. Gemeinschaften sind stets auch in weitere soziale Strukturen eingebunden und können so selbst wiederum Teil einer weiteren Gemeinschaft sein.

Es leuchtet ein, dass es sehr viele Zwecke geben kann, denen Gemeinschaften folgen. So können religiöse, geschäftliche, kulturelle und gar sehr persönliche-private Zwecke zum Inhalt einer Gemeinschaft werden. Es würde dem Ideal des kommunitarischen Denkens entsprechen, wenn möglichst viele verschiedene Gemeinschaften mit unterschiedlichsten Zwecken miteinander in Verbindung treten würden, um so die Normen der Gesellschaft, in der sie alle leben wollen, auszuhandeln. Das Ziel wäre, durch breit gestreute Gemeinschaften eine Gesellschaft bilden zu können, welche die Interessen dieser einzelnen Gemeinschaften bestmöglich berücksichtigt. Ein Pluralismus der Gemeinschaftsformen ist ein wesentliches Anliegen des Kommunitarismus und Bedingung für die Etablierung einer gerechten Gesellschaft.

Zu diesem Schluss kam auch Michael Walzer, ein bedeutender politischer Philosoph aus den USA, als er sich die Frage stellte, welche gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und welche Institutionen für ein gutes Leben am förderlichsten wären. (32) Walzer stellte vier mögliche Modelle einander gegenüber. Als erstes Modell diskutiert er den liberalen, demokratischen Staat: der Vorteil bestehe in diese Modell darin, dass sich die Bürger frei engagieren und gemeinsam ihre kollektive Zukunft bestimmen können. Allerdings biete dieses Modell, aufgrund seines neutralen Staatsverständnisses, nur sehr geringen Schutz gegen die Gefahren, die dem einzelnen Bürger drohen können,

wie beispielsweise wirtschaftliche Armut. Als zweites Modell schlägt Walzer daher einen Staat vor, der aktiv in das Wirtschaftsleben eingreift. Das Problem hierbei ist, dass solche Staatskonzeptionen meist zu einer sehr starken Staatsgewalt führen, welche ihrerseits wiederum die Selbstbestimmung der Individuen bedrohen kann. Ein weiteres Modell berücksichtigt den nationalistischen Staat, der ein grosses Gemeinschaftsgefühl schaffen kann, dabei aber stets nach dem Gemeinschaftszweck exklusiv ausgestaltet bleibt, was zu ungerechter Behandlung von Minderheiten, welche die Bedingungen des Nationalstaates nicht erfüllen können, führen wird. (33)

Walzer stellt fest, dass diese drei Modelle erhebliche Probleme in sich tragen, obschon jedes von ihnen den Zugang zu kollektiver Identität in Form von gemeinschaftlich vermittelten Werten zulassen würde.

Zivilgesellschaftliche Bewegungen gab es während der Zeit der real-sozialistischen Staaten in Osteuropa, und in vielen Fällen haben sie wesentliche Beiträge zu Reformversuchen des Staatssozialismus geleistet, wie etwa während des Prager Frühlings 1968 oder haben gar zum Ende der Diktatur beigetragen, wie die Solidarnosc-Bewegung in Polen in den Jahren 1988-1990.

Für Walzer ist es daher evident, dass nur das vierte Modell, die Zivilgesellschaft, im Stande ist, ein „setting of settings“ zu schaffen, welches das gute Leben zu ermöglichen vermag. Die Zivilgesellschaft hält er für gleichermassen geeignet, der Fragmentierung entgegenzuwirken und die Voraussetzungen für Solidarität und Gemeinschaft zu schaffen. Nur durch sie werde ermöglicht, dass sich Menschen in ihrer Natur als soziale Wesen entsprechend ausleben können. Je stärker und vitaler die Assoziationen in einer Gesellschaft seien, desto besser funktioniere auch deren politisches Leben, so Walzer. (34)

Gefahren kollektiv vermittelter Identität

Wie bereits Etzioni und Walzer bemerkt haben, kann eine Gemeinschaft, die sich ausschliesslich an einem übergeordneten Zweck orientiert, stets auch nicht zu unterschätzende Gefahren bergen. Dass eine Gemeinschaft ein soziales Netz bietet und gemeinsame Werte vertritt, muss noch nicht per se gut sein. Es spielt eine wesentliche Rolle, worin diese Werte bestehen und ob sie kompatibel mit den gesellschaftlichen Regeln und Normen sind. Wären sie dies nicht, würde die Gemeinschaft gewissermassen eine Parallelgesellschaft generieren, welche ihre eigenen Werthorizonte schafft, ohne dabei auf diejenigen der Gesellschaft zu achten, in der sie sich bewegen. Das Entstehen solcher Parallelgesellschaften ist natürlich nicht im Sinne der Kommunitaristen und würde die Fragmentierung der Gesellschaft nur auf eine kollektive Ebene heben, statt ihr entgegenzuwirken.

Die Kommunikation zwischen den einzelnen Gemeinschaften und der Gesellschaft ist von grösster Wichtigkeit, um das Entstehen von Gemeinschaften zu verhindern, die nicht mit den Gesellschaftswerten kompatibel wären. Eine gleichberechtigte Kommunikation zu ermöglichen, kann aber schwieriger ausfallen, als es auf den ersten Blick erscheint. Viele Kommunitaristen sind sich darin einig, dass die Sprache als wesentliche Bedingung einer erfolgreichen Kommunikation vonnöten ist. (35) Dass eine gemeinsame Sprache selbst aber auch nur wieder in einer kulturell relativ homogenen Gemeinschaft möglich ist, erscheint hier als problematisch. Wer nicht der Sprachgemeinschaft angehört, wird automatisch vom Prozess der Identitätsfindung innerhalb dieser Gemeinschaft ausgeschlossen. Der Zweck, der eine solche Gemeinschaft ausmacht, hat immer einen exklusiven Charakter, der Nicht-Mitglieder diskriminiert.

Damit also eine Gemeinschaft keine in sich geschlossene Organisation bleibt, muss

sie mit anderen Gemeinschaften in Kontakt treten, welche andere Zwecke verfolgen, und sie muss sich bezüglich der Legitimität ihres Zweckes selbst hinterfragen. So werden Gemeinschaften zur Selbstreflexion hinsichtlich ihrer Werte angehalten, die sie auf sozialer Ebene neu vermitteln. Und vor allem kann überprüft werden, ob die Werte der Gemeinschaft mit den Werten der ihr übergeordneten *Entität* kompatibel sind. Im Falle von Sprachgemeinschaften können wir uns beispielsweise internationale Organisationen vorstellen, welche die Rolle höher gestellter Gesellschaften übernehmen. Ob diese Organisationen aber bereits selbst über die notwendige Legitimation und Identität verfügen, die sie als adäquate Richter in werterelevanten Fragen erscheinen lassen, kann von kommunitaristischer Seite sicher bezweifelt werden. Werte, die in internationalem Kontext nach kommunitarischem Ideal intermediär vermittelt werden, resultieren meistens in kulturellen Kompromissen. Es sei deshalb die Frage erlaubt, ob Werte, die auf dem Weg des Kompromisses generiert wurden, je die gleiche überzeugende Kraft entwickeln können wie moralische Prinzipien, die sich als vor- bzw. über-kulturelle Normen verstehen, wie beispielsweise der moralische Imperativ von Immanuel Kant, der von allen Menschen verlangt, stets so zu handeln, als würden sie sich wünschen, ihr Handeln würde zu einem allgemeinen Gesetz erhoben, nach dem auch sie selbst beurteilt würden.

Auf globaler politischer Ebene sieht sich der kommunitarische Gedanke also immer noch der Schwierigkeit des *Werterelativismus* ausgeliefert. Auf der individuellen Ebene sind die Bemerkungen Taylors, Sandels und ihrer Kollegen aber durchaus nachvollziehbar: Der Mensch ist ein soziales Wesen und als solches in seine direkte Umwelt eingebettet und muss sich, um eine eigene Identität entwickeln zu können, mit diesen Wurzeln auseinandersetzen.

Interview mit zwei Mitgliedern vom YB-Fanclub „Berna Unida“

Fabian Felder und Kevin Mc Loughlin sind Mitglieder des Fanclubs „Berna Unida“, welcher den Berner Fussballverein BSC Young Boys unterstützt. In der Presse hatten die Fussball-Fanclubs während der letzten Zeit einen schweren Stand. Hier soll zwei Vertretern die Möglichkeit geboten werden, über positive wie negative Erfahrungen in einer geschaffenen Gemeinschaft Auskunft zu geben.

Ein Fanclub kann als Gemeinschaft verstanden werden, die einem kollektiven Zweck folgt – in eurem Fall die Unterstützung von YB. Eine solche Gemeinschaft schafft Identität, verlangt aber auch nach Selbstverantwortung. Wie wichtig erachtet Ihr diese Funktionen einer selbst geschaffenen Gemeinschaft in einer Zeit, die oftmals mit einem ausufernden Individualismus in Verbindung gebracht wird?

Fabian: Ich empfinde diese gemeinschaftliche Identität als ungemein bereichernd für meine eigene Auseinandersetzung mit mir selbst und der Gesellschaft. In der Kurve von YB trifft man auf Menschen aus allen sozialen Schichten, auch auf Menschen, deren Kontakt man im alltäglichen Kontext scheuen würde. In dieser Gruppe gibt es entsprechend auch Leute, die äusserst unzufrieden sind mit ihrer Position in der Gesellschaft und solche, die ihre Grenzen austesten wollen. Beide Dispositionen führen in gewissen Kontexten zu Gewaltausbrüchen. In der Kurve plädieren wir seit längerer Zeit für die Selbstverantwortung und die wird auch gelebt. So existiert seit 2007 die „Fanarbeit Bern“, die auf Initiative aller Fanclubs gegründet wurde, und zwei Sozialarbeiter begleiten seit diesem Zeitpunkt die Fans an die Spiele. Die eigene Erfahrung zeigt zudem, dass die Massnahmen der Fanarbeit und anderer Mitglieder der Kurve mehr zu einer Beruhigung der Stimmung beitragen können als die immer restriktiveren Massnahmen seitens des Staates.

Kevin: Wichtig scheint mir noch darauf hinzuweisen, dass innerhalb unserer Gruppe, die sich hauptsächlich aus Freunden zusammensetzt, die sich auch ausserhalb des Rahmens eines Fussballspieles treffen (aber eben nicht nur), ebenfalls eine relativ grosse Heterogenität herrscht. Es ist nicht unser Anspruch, ein Verein zu sein, der seinen Mitgliedern Vorschriften macht. Neue Mitglieder rekrutieren sich in erster Linie aus dem Freundeskreis und überschneiden sich im Extremfall in ihren Interessen lediglich in der Sache YB mit gewissen anderen Mitgliedern. Natürlich ist den meisten von uns mehr gemein, und im Vergleich zu der kompletten aktiven Fanszene stellen wir natürlich schon eine eher homogene Truppe.

Kommunitaristen behaupten oftmals, dass den Menschen heute kulturell vermittelte und historisch gewachsene Werte fehlen. Wie erlebt ihr innerhalb der Gemeinschaft den Umgang mit dem Bewusstsein, dass die Fanclubs historisch gewachsene Entitäten sind? Kann man sich dies bspw. als Spannungsfeld vorstellen, in dem zwischen den Ansprüchen der Tradition und eher moderneren Inhalten und Ideen aktiv vermittelt wird?

Fabian: Ich glaube, es muss zuerst einmal unterschieden werden, was ein Fanclub ist und was die Kurve darstellt. Vielfach ist der Grund für die Gründung eines Fanclubs die eigene Identität als Gruppe und meist geht diese darauf zurück, dass ein gewisser Freundeskreis sich immer wieder an Fussballspielen trifft und diese gemeinsam er-

lebt. Eine Kurve hingegen ist eine heterogene Einheit, in der, wie schon dargelegt, das identitätsstiftende Moment im ersten Moment nur die Verbindung zum Fussballverein ist. Dies entwickelt sich natürlich über die Jahre und es entsteht ein engeres Beziehungsnetz.

In unserem Fall ist der Fanclub seit dem Gründungsdatum 2008 natürlich gewachsen, so kam immer wieder ein Freund eines Freundes hinzu, wenn sie oder er regelmässig in der Gruppe an die Spiele kam. Wir werden übrigens immer wieder damit aufgezo- gen, dass wir ein junger Fanclub sind. Nichtsdestotrotz sind wir durch unsere Mit- arbeit bei Projekten innerhalb der Kurve, bspw. der Organisation des Fanzuges an den Auswärtsspielen, ein fester und akzep- tierter Bestandteil der Kurve als solches. Man könnte also durchaus bestätigen, dass traditionelle Werte und Hierarchien in Kur- ven bestehen; das hindert aber niemand daran, seine Meinung kundzutun und die aktuellen Themen zu diskutieren.

Kevin: Ich möchte noch anfügen, dass ein Fanclub meiner Meinung nach nicht zwin- gend eine historisch gewachsene *Entität* ist. So erleben wir intern kaum Spannungen zwischen Anspruch und Tradition. Ausge- dehnt auf die komplette Fanszene ist das dann natürlich wiederum anders. Obwohl dann verschiedene Auffassungen über das Fandasein eher zu Spannungen führen als das Spannungsfeld Anspruch/Tradition.

Die Schaffung kollektiver Identität birgt ja immer auch Gefahren in sich. Ich denke an die Exklusivität des Zwecks und an die enge emotionale Bindung, die zu diesem entstehen kann. Welche Mög- lichkeiten seht ihr, um diesen Gefahren innerhalb einer geschaffenen Gemein- schaft begegnen zu können?

Fabian: Wie bereits angedeutet, ist die Selbstregulierung meiner Ansicht nach der einzige Weg, dass sich der Zustand „bes- sert“. Wobei man wirklich hinterfragen muss, was sich zu bessern hat. Die Frage

ist letztlich, ob der Staat wirklich mit aller Konsequenz jegliche Form von Gewalt aus der Öffentlichkeit verdrängen sollte, in dem er das Gewaltmonopol wortwörtlich nimmt. Die Vorstellung, was sich am Ende dieses Weges befindet, finde ich zumindest beun- ruhigend.

Kevin: Wichtig scheint mir hier, was Fabian vorher bereits erwähnt hat: Die sogenann- te Selbstregulierung – sei das nun durch die Fanarbeit oder direkt intern unter Fans. Hierbei dient eine von Aussen möglicher- weise als potentielle Gefahr aufgefasste Eigenheit der Fankurven: Als stark tribal ge- prägte Gruppen verfügen Fankurven über (historisch gewachsene) Hierarchien. Will man Teil des Ganzen sein, hat man diese zu akzeptieren. Höher gestellte Personen innerhalb dieser Hierarchie (etwa der so- genannte „Capo“ – sprich: Vorsinger – oder Organisatoren von Choreographien, wie Leiter der Choreo-Gruppe) geniessen um- fassende Akzeptanz und ihr Wort gilt. Da- durch stehen sie aber natürlich zeitgleich wieder in der Pflicht und tragen einen gros- sen Teil dazu bei, wie stark und in welche Richtung eine Kurve sich selber reguliert.

*Sie möchten einen Sonder-
druck dieses Themen-
dossiers bestellen?
Schreiben Sie uns eine
E-Mail auf:
info@philosophie.ch
(Preis auf Anfrage)*

Glossar

- **Entitäten**

Von lateinisch *ens*, „seiend“: Grundbegriff der Ontologie oder Seinslehre. Als Entität gilt nach der klassischen, auf Aristoteles zurückgehenden Auffassung eine einzelne, unteilbare, individuelle Sache, etwas, das ist oder existiert. Heute wird „Entität“ in der Philosophie als allgemeinsten Begriff gebraucht: alles, was in irgendeiner Weise existiert, ist eine Entität.

- **Inkohärent**

Man bezeichnet damit den inneren oder äußeren fehlenden Zusammenhang oder Nichtzusammenhang von etwas. Inkohärent kann somit mit den Worten „zusammenhanglos“ oder „unzusammenhängend“ gleichgesetzt werden. Eine Behauptung ist beispielsweise dann inkohärent, wenn sie nichts mit dem vorangegangenen Gesagten zu tun hat.

- **Nihilismus**

Von lateinisch *nihil*, „nichts“. Unter Nihilismus versteht man die Verneinung aller Werte, Ziele, Glaubensinhalte, Erkenntnismöglichkeiten, manchmal auch aller bestehenden Ordnungen und Einrichtungen.

- **Liberalismus**

Der Liberalismus ist eine Ideologie, die primär eine möglichst freie Entfaltung der Bürger eines Staates fordert. Der Staat soll nicht in das frei zu wählende Leben seiner Bürger eingreifen oder dies nur dort tun, wo die Wahrnehmung der Freiheit eines Einzelnen dazu führen kann, dass ein anderer in der Ausübung seiner Freiheit beschränkt wird. Der Staat hat somit die Sicherheit seiner Bürger und deren Freiheit zu garantieren. Diese Ideologie entwickelte sich im 19. Jahrhundert als Folge der Aufklärung, welche die Freiheit des Einzelnen als wesentliche Forderung postuliert hatte. Besonders in wirtschaftlicher Hinsicht entwickelte sich der Liberalismus zu einer einflussreichen Theorie. Das Postulat, dass der Staat sich möglichst aus den Handlungen seiner Bürger heraus zu halten habe, wurde von liberalen Ökonomen auch auf den Bereich der Wirtschaft angewandt. Der Begriff des „freien Marktes“ steht somit eng in Verbindung zum wirtschaftlichen Liberalismus. Die Idee dahinter ist, das Güter ohne

Einschränkungen (bspw. Zölle) zwischen Ländern gehandelt werden sollen. Diese Idee war vor allem in der ersten Phase eines globalisierten Weltmarktes von 1850-1880 sehr populär, wurde dann aber von nationalistischen Wirtschaftsmodellen in den Zeiten der beiden Weltkriege wieder verdrängt. Eine Renaissance erlebte der Liberalismus seit den 1970er Jahren. Friederich August von Hayek, Milton Friedmann und Karl Popper sind die bekanntesten Theoretiker dieser Wiederentdeckung des Liberalismus, die gemeinhin als Neoliberalismus beschrieben wird. Politisch verfolgt der Neoliberalismus vor allem drei Ziele:

1. Rückführung der Staatsquote
2. Privatisierung ehemals staatlicher Aufgaben
3. Deregulierung des Kapitalverkehrs

Einher damit ging in der politischen Realisierung dieser Ziele eine starke Bekämpfung der Gewerkschaften, besonders in England unter Margret Thatcher in den 1980er-Jahren. Kritiker machen den Neoliberalismus als wesentlichen Ursprung der derzeitigen Finanz- und Wirtschaftskrise aus.

- **Paternalistisch**

Von lat. *pater* = „Vater“: Beschreibt meistens eine Herrschaftsordnung, die im ausserfamiliären Bereich ihre Legitimation auf eine vormundschaftliche Beziehung zwischen Autorität und ihren Objekten begründet. Ein paternalistischer Staat greift somit bevormundend in das Leben seiner Bürger ein, beispielsweise durch Verbote von schädlichen Konsumwaren. Somit besitzt wohl jeder Staat paternalistische Züge.

- **Werterelativismus**

Umschreibt eine Denkweise, nach der die Ethik keine objektiven - und somit für alle Menschen geltenden - Werte zu entwickeln vermag. Nach dieser Auffassung entwickeln sich Werte in dem jeweiligen historischen und kulturellen Hintergrund, vor dem sie wahrgenommen werden, und hängen von diesem Hintergrund essentiell ab.

Quellen

- (1) Charles Taylor, „Das Unbehagen an der Moderne“, Suhrkamp taschenbuch wissenschaft, Frankfurt 1995, ISBN: 978-3-518-28778-1, (Deutsche Übersetzung). Titel der Originalausgabe: The Malaise of Modernity, Anansi Press, Ontario 1991.
- (2) Vgl. Gerhard Gamm, „Philosophie im Zeitalter der Extreme“, Primus Verlag, Darmstadt 2009, ISBN: 978-3-89678-399-8, S. 320
- (3) Charles Taylor, S. 10. Taylor bezieht sich in diesem Abschnitt auf Alexis de Tocqueville, „Über die Demokratie in Amerika“, hg. von J.P. Mayer, Reclam, Stuttgart 1985, S. 343
- (4) Gerhard Gamm, S. 321
- (5) Charles Taylor, S. 24
- (6) Vgl. Charles Taylor, S. 24, zweiter Absatz
- (7) Vgl. Charles Taylor, S. 30ff.
- (8) Gerhard Gamm, S. 326
- (9) Gerhard Gamm, S. 323
- (10) Charles Taylor, S. 31-32
- (11) Charles Taylor, S. 38
- (12) Vgl. Charles Taylor, S. 44ff.
- (13) Vgl. Charles Taylor, S. 48ff.
- (14) Charles Taylor, S. 50
- (15) Vgl. Charles Taylor, S. 88
- (16) Charles Taylor, S. 88
- (17) Charles Taylor, S. 91
- (18) Vgl. Charles Taylor, S. 131
- (19) Charles Taylor, S. 132
- (20) Vgl. Charles Taylor, S. 133ff.
- (21) Vgl. John Rawls: Eine Theorie der Gerechtigkeit, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. Main 1975, S. 607.
- (22) Vgl. Will Kymlicka: Politische Philosophie heute. Eine Einführung, Campus Verlag, Frankfurt a. Main 1997, S. 178.
- (23) Charles Taylor: Hegel and Modern Society, Cambridge University Press, Cambridge 1979, zit. nach: Will Kymlicka, S. 177.
- (24) Will Kymlicka, S. 179.
- (25) Ebd.
- (26) Will Kymlicka; S. 183.
- (27) Micheal Sandel: Liberalism and the Limits of Justice, Cambridge University Press, Cambridge 1982.
- (28) Vgl. Walter Reese-Schäfer: Kommunitarismus, Campus Verlag, Frankfurt a. Main 2001, S. 134 u. 137.
- (29) Vgl. Walter Reese-Schäfer, S. 139.
- (30) Vgl. Walter Reese-Schäfer, S. 8-10.
- (31) Vgl. Walter Reese-Schäfer, S. 144.
- (32) Vgl. Oliver Bräuner: Die Debatte zwischen Kommunitarismus und Liberalismus im Hinblick auf die Zivilgesellschaft. Seminararbeit an der Ruprechts-Karls-Universität in Heidelberg 2008, S. 15.
- (33) Vgl. Oliver Bräuner, S.16.
- (34) Walzer, Michael (2003). A Better Vision: The Idea of Civil Society. nach: Oliver Bräuner, S. 17.
- (35) Vgl. Will Kymlicka, S. 35

Literaturtipps

Walter Reese-Schäfer

„Kommunitarismus“

Campus Verlag, Frankfurt a. Main 2001.
EAN 9783593368320

Gerhard Gamm

„Philosophie im Zeitalter der Extreme“

Primus Verlag, Darmstadt 2009. ISBN:
978-3-89678-399-8

Charles Taylor

„Das Unbehagen an der Moderne“

Suhrkamp taschenbuch wissenschaft,
Frankfurt 1995, ISBN: 978-3-518-28778-1

Micheal Sandel

„Liberalism and the Limits of Justice“

Cambridge University Press, Cambridge
1982. ISBN: 9780521567411

Will Kymlicka

„Politische Philosophie heute. Eine Einführung“

Campus Verlag, Frankfurt a. Main 1997.
EAN: 9783593355092

Impressum

Philosophie.ch
Turnweg 6
CH-3013 Bern

Verfasst von Daniel Burkhard
und Anja Leser (Seiten 4-8)
info@philosophie.ch
Projektleitung: Dr. Philipp Keller

© Philosophie.ch, 2013
5. Themendossier, Januar 2013
ISSN 1662937X Vol. 101

Cartoon: Max Nöthiger
Fotos: Martina Walder

Zitiervorschlag:
„Individualismus vs. Gemeinschaft
- Philosophisches Themendossier“,
Swiss Philosophical Preprint Series
#101, 30.01.2013, ISSN 1662937X

philosophie.ch
SWISS PORTAL FOR PHILOSOPHY